

wie „Hirtentäschelkraut“ und „Lotoskapseln“ unkommentiert stehen. Die Autorin merkt an einer Stelle an, *xue* könnte auch mit „Regen“ übersetzt werden (S. 53, F. 76). Sie verliert jedoch kein Wort darüber, aus welchen Gründen sie selbst „Schnee“ übersetzt hat. In einem solchen Falle hätte auf die Fußnote besser verzichtet werden sollen. Natürlich stellt sich immer die Frage, wie ein Ausdruck zu übersetzen ist. „Welchen Ton sollen wir einem Text zuweisen, der vor tausend Jahren geschrieben wurde, in einer Sprache, die wir nicht verstehen, von eine[m Mann], de[ssen] Lebensumstände für uns wahrscheinlich nicht vorstellbar sind?“ schrieb der argentinische Schriftsteller und Übersetzer Alberto Manguel (Manguel: „Tagebuch eines Lesers“, Frankfurt a. M.: Fischer, 2007, S. 186). Doch es brauchen nicht alle Bedeutungsvarianten aufgezählt zu werden, zumal dies beim klassischen Chinesisch oft ein Fass ohne Boden wäre. Auch die Vermischung von erläuternden Anmerkungen mit bereits interpretierenden Ansätzen (u.a. S. 41, Fn. 60) ist unglücklich. Es erschließt sich dem Leser nicht, warum einige Stellen über eine Erklärung hinausgehend inhaltlich interpretiert werden und andere nicht.

Gegen Ende des einführenden Vorworts zitiert die Autorin ein sehr passendes Zitat von Michael Ondaatje, der „über die Notwendigkeit der Poesie und ihrer Wiederholung“ und damit auch über die Notwendigkeit der Übersetzung schreibt. In diesem Sinne erlaubt der Band insgesamt einen Blick auf die weniger bekannte Seite von Xin Qiji und versammelt eine gelungene Auswahl seiner Liedgedichte. Trotz der vorgenannten Schwächen stellt er unbedingt eine Bereicherung für Liebhaber chinesischer Literatur dar, die gerne zweisprachige Ausgaben lesen und die über einige formale Ungereimtheiten sowie mehr als 110 Fußnoten innerhalb der Übersetzungen hinwegsehen können.

Katharina Markgraf

**Françoise Hauser (Hg.):  
Reise nach Hongkong.  
Kulturkompass fürs Handgepäck**

Zürich: Unionsverlag, 2010. 204 S.,  
EUR 10,90

Zu reden ist von einem Lesebuch mit achtzehn Beiträgen von ebenso vielen Autoren, wobei – mit Ausnahme des zweieinhalbseitigen Nachworts der Herausgeberin – kein Text für diesen Band neu verfasst wurde; bei einigen liegt gar eine Drittverwertung vor. Dabei hätte man sich zu jedem Beitrag Aufklärung gewünscht über die Zeit seines Entstehens; die im Anhang genannten Copyrightjahre geben dazu keine verlässliche Auskunft; die Erscheinungsjahre fremdsprachiger Originalausgaben sind gar nicht genannt. Hinter diesem Versäumnis steht das Fehlen einer nachvollziehbaren Konzeption, wovon sogleich die Rede sein wird.

Kompendien aus bereits Publiziertem können sinnvoll sein, z.B. wenn sie uns die Gegenwart aus in Vergessenheit geratenen historischen Blickwinkeln beleuchten und dadurch wiederum historische Horizonte freilegen, aus denen die Gegenwart erwuchs. Im schlechten Fall allerdings erlebt der Leser ein Recycling von Altbekanntem, eine Resteverwertung, zusammengeworfen zu einem nicht munden wollenden Eintopf. Da die Herausgeberin die Entstehungszeiten der Texte verschweigt oder zumindest versteckt, ging es ihr hier offenbar nicht in erster Linie darum, historische Schichten zu dokumentieren; auch spricht der Untertitel „Kulturkompass fürs Handgepäck“ dafür, dass ein unmittelbarer Gegenwartsbezug intendiert ist, der dem Leser gemäß der Kompassmetapher helfen soll, sich im Hongkong von heute geistig-kulturell zurechtzufinden. Man soll den Band ja mit auf Reisen nehmen, und dort erst soll er, als Handgepäck, laut dem Willen des Verlags seinen wahren Zweck erfüllen.

Was wird geboten? Zwei Texte sind Lebenserinnerungen von Hongkongerinnen, sechs sind Reportagen aus den letzten zehn Jahren, zweieinhalb können als historische Repor-

tage gelten, davon eine, die schon 1848 erschien, der Rest sind vorwiegend historische Abhandlungen. Die meisten Autoren sind Journalisten; die Hälfte der Beiträge ist älter als zehn Jahre. Behandelt werden folgende Themen: Hongkong vor dem Opiumkrieg, der Opiumkrieg und anschließende britische Landnahmen, Hongkong und Macau nach dem Opiumkrieg, Brauchtum und Fengshui, Geheimgesellschaften, zweimal Kindheit im Hongkong der Nachkriegszeit (vermutlich), die Wirtschaftsmagnaten, Kulturrevolution und Pekings Hongkongpolitik unter Mao Zedong und Deng Xiaoping, die „Heimkehr“ 1997, Landaufschüttungen, Wohnverhältnisse (zweimal), die Tram, Küche, Filmwirtschaft und die Zweitfrauen, die sich Hongkonger in Shenzhen halten. Insgesamt wirkt diese Themenauswahl so zufällig wie auch ihre Reihenfolge im Band – die im vorangegangenen Satz gewählte ist die des Rezensenten.

Das intellektuelle Niveau der Beiträge, von denen keiner wissenschaftlichen Formalien genügt, schwankt stark. Sorgfältig recherchiert, kenntnisreich und auch für den Hongkongkenner interessant sind Ralph Umards Beitrag über die Filmindustrie, Kai Strittmatters schöne Reportage über Dimsum und Wohnzimmerküchen sowie mit Einschränkungen Pamela Druckermans Text über die Zweitfrauen in Shenzhen. Auch Helmut Martins Beitrag über die Tycoons – etwas übertrieben als „Wirtschaftsdynastien“ bezeichnet – zählt zu den interessanteren und vertrauenswürdigen Lesestücken; 1997 verfasst, ist er allerdings nicht mehr ganz aktuell. Lesenswert sind Virginia Ngs Erinnerungen an ihre Kindheit in einem privaten Mahjong-Salon, nichts auszusetzen ist an Karl-Heinz Ludwigs Text über Hongkongs Kolonialisierung vom Opiumkrieg bis 1898, auch wenn er nichts Neues erzählt, solide auch Hans-Wilhelm Vahlefelds Beitrag über Hongkong in der Kulturrevolution und Chinas Hongkongpolitik unter Mao und Deng Xiaoping; Vahlefeld erinnert daran, dass China Hongkongs Kolonialstatus

bestritt und diesen lange Zeit nicht antasten wollte.

Andere Beiträge dagegen enttäuschen. Gleich zwei Autoren scheitern am notorischen Fengshui-Thema, das auch hier wohl den rechten Schuss Exotismus ins Hongkongbild bringen sollte. Gerhard Dambmann klärt uns auf: Kein „westlicher Kunde“ werde je erfahren, „wie oft chinesische Geschäftsleute sich den günstigsten Tag zur Eröffnung einer neuen Filiale [...] von einem Fengshui-Experten berechnen lassen“ (S. 49). Warum hat er es denn nicht erfragt? Die Antwort hätte wohl gelaute: „Höchstens einmal“ pro Laden. Vermutlich genügt einem Filialeröffner jedoch schon ein Blick in den jährlich publizierten Almanach, der günstige und ungünstige Tage verzeichnet, sofern er nicht einen Wahrsager konsultiert; Fengshui-Meister sind für solche Terminierungsfragen nämlich eher nicht zuständig. Adeline Yan Mah, die sich speziell dem Fengshui widmet, erklärt den Bank of China Tower zum höchsten Wolkenkratzer der Stadt (S. 40), obwohl er das schon damals (1997 oder später) nicht mehr war, und macht die seilgezogene Peak Tram zur Zahnradbahn (S. 38). Gerald L. Posner bedient in seinem Text über die Geheimgesellschaften wohl jedes Klischee, das man mit einem „Enthüllungsjournalisten“ (laut S. 202) verbindet. Hauptsache skandalös! Je mehr es den Leser gruselt, desto besser. So erfahren wir, dass „britische Beamte in Hongkong den Anteil der Triadenmitglieder an der Bevölkerung in der Kronkolonie“ 1847 „auf fast fünfundsechzig Prozent schätzten“ (S. 165). Bedenkt man, dass ein Teil der Bevölkerung Briten und Inder und andere Nichtchinesen waren, müsste praktisch die gesamte erwachsene chinesische Bevölkerung Mitglied in Geheimgesellschaften gewesen sein. Der Autor möchte, dass wir das glauben. Er meint auch, dass die Mandschus aus der Mongolei stammen (S. 162), und hält Guangzhou (die Stadt Kanton) sowie Hakka (eine Dialektgruppe) für „Regionen“ (S. 172). Leider enthüllt er nicht, woher er sein Detailwissen über die

Geheimgesellschaften hat, das er vor uns ausbreitet. Angesichts des Mangels an Sorgfalt, den die nachprüfbareren Teile seines Beitrags erkennen lassen, ist Schlimmstes zu befürchten, was den Rest angeht. Am Ende lösen sich die Schauergeschichten, mit denen er seine Leser unterhält, übrigens in Wohlgefallen auf: Laut einem „Analytiker der Hongkonger Geheimpolizei“ verdienen die Geheimgesellschaften heutzutage ihr Geld vor allem mit legalen Tätigkeiten (S. 180).

Den Tiefpunkt setzt aber Christoph Heins Reportage zur Wohnungsnot: „Ein Käfig als letztes Zuhause“. Das Thema der Wohnkäfige, ernst genug, um eine sachliche Darstellung zu verdienen, ist westlichen Medien immer wieder für eine reißerische Berichterstattung willkommen. So auch hier, wenn Hein beispielsweise schreibt, dass „jedes weitere Hochhaus [...] wie eine Neuerung des Kapitalismus“ gefeiert werde, während „eine wachsende Zahl der Hongkonger im Elend“ versinke (S. 157). Dass der 2009 veröffentlichte Beitrag Hongkongs Bevölkerung mit „gut acht Millionen“ angibt, während es laut offizieller Zählung Mitte 2009 7,004 Millionen waren, lässt erkennen, dass dem Autor die Faktenbasis nicht so wichtig ist. Dem entspricht auch die von Hein zitierte, aber nicht kommentierte Äußerung: „Öffentlichen Wohnungsbau, Sozialwohnungen, so etwas gibt es hier praktisch nicht“ (S. 159). Wahr ist: Hongkongs Regierung legte schon 1953 ein gigantisches Wohnungsbauprogramm auf. Heute wohnen laut Angaben der Housing Authority etwa zwei Millionen Hongkonger in 710 000 Mietwohnungen des öffentlichen Wohnungsbaus ([www.housingauthority.gov.hk](http://www.housingauthority.gov.hk), 28.3.2011), und die öffentlich geförderten Sozialeigentumswohnungen kommen noch dazu. 1970 waren 70 Prozent aller Wohnungen staatlich oder staatlich gefördert (E. G. Pryor: „Housing in Hong Kong“, Oxford: Oxford Univ. Press, 1983. S. 33), Ende 2009 waren es immer noch 49 Prozent ([www.gov.hk/en/about/about/hk/factsheets/docs/population.pdf](http://www.gov.hk/en/about/about/hk/factsheets/docs/population.pdf)). Es ist schon fast komisch, dass Hansjörg Gadiant auf den Seiten

unmittelbar vor Heins Reportage klagt: „Der Bauwahn schreckt vor nichts zurück“ (S. 147) – so der Titel seines Beitrags, der, wenn man ihm folgte, sämtliche Hongkonger zu Käfigbewohnern machen müsste, denn „Bauwahn“ ist gewiss ebenso verwerflich wie die Neulandaufschüttung, unter der, wie uns der Autor aufklärt, die Delfine leiden. Wie Wohnraum für Millionen in Hongkong jedoch ohne Landgewinnung entstehen soll, verrät Gadiant nicht.

Man vermisst an dieser Stelle einen ernst zu nehmenden Beitrag zum Umweltschutz in Hongkong.

Nein, ein „Kulturkompass fürs Handgepäck“ ist dieser Band nicht geworden, vielmehr ist ein publizistischer Schnellschuss zu beklagen – ohne zielführende Konzeption und ohne einen Mindestqualitätsstandard, was sachliche Richtigkeit, Relevanz und Aktualität angeht. Schade um die guten Beiträge in schlechter Gesellschaft!

Hans-Wilm Schütte

### **Björn Alpermann (Hg.): Politics and Markets in Rural China**

London und New York: Routledge, 2011.  
239 S., GBP 80,00

This edited volume is compiled of papers presented at the 9<sup>th</sup> European Conference on Agriculture and Rural Development in China (ECARDC) in 2009, and four additional contributions by renowned experts of the related fields.

The degree to which China has transformed into a real “market economy” remains a contested topic. In exciting coherence the authors in this book have agreed upon the term *managed market* to describe the “own unique brand of political economy” (p. 3) that they see envisaged by the Chinese leadership throughout the reform era until today. This not only entails the ideal of an ever strong steering position of the macro state and its desire to stabilize supply and demand